Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt"
erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlins bei allen Post-Anstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Italiens, Belgiens, Luxemburgs, der Niederlande (Holland), Dänemarks, Schwedens und Norwegens und der Donaustaaten; in Berlin bei der Expedition Jerusalemerstr. 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstr. 66; Filiale Königstadt: Königstr. 55; Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 41; Filiale Potsdamer Viertel: Potsdamerstr. 134a; bei allen Zeitungsspediteuren und Stadtpostämtern. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur per Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis
auf das „Berliner Tageblatt" nebst „Handels-Zeitung", sowie dem illustrirten Witzblatt „ULK", der feuillet. Montags-Beilage „Zeitgeist", dem belletristischen Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle" und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft" vierteljährlich 5 M. 25 Pf., Ausland excl. Postaufschlag; bei directer Zusendung unter Kreuzband 14 M. pro Quartal (für Berlin auch monatlich 1 M. 75 Pf. incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblattes 2 M.). — Inserate à Zeile 50 Pf. („Stadt-Anzeiger" 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstr. 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstr. 66, Königstr. 55, Prinzenstr. 41, Potsdamerstr. 134a angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nr. 514. Berlin, Dienstag, den 9. Oktober 1888. XVII. Jahrgang.

Kaiser Wilhelm in Wien.

[Ein Epilog.]

(Von unserem Korrespondenten.)

⊙ Wien, 7. Oktober.

Es waren denkwürdige, hochbedeutsame Tage, die nun hinter uns liegen; Diejenigen haben Recht behalten, welche im Voraus behauptet hatten, daß der deutsche Kaiserbesuch in Wien einen ganz eigenartigen Charakter tragen werde. Er war mehr als „ganz eigenartig", er war einzig in seiner Art, er gestaltete sich zu einem weltgeschichtlichen Ereigniß, das wohl auf lange hinaus das allgemeine Interesse beherrschen wird.

Schon der erste Empfang des jugendlichen deutschen Monarchen in der alten Kaiserstadt an der Donau übertraf alle Erwartungen. Man hatte ein ausschließlich höfisches Fest vorbereitet und mehr als blos ideelle Schranken im Voraus gezogen, um die Massen fernzuhalten. Allein auch diesmal zeigte es sich, daß alle künstlichen Eindämmungen nicht viel vermögen, wenn das Volk seinen Gefühlen Ausdruck geben will. Die Wiener haben in ihrer wahrhaft herzlichen und echt gemüthvollen Art den deutschen Kaiser begrüßt. Sie machten in der schönsten Weise von ihrem natürlichen Rechte Gebrauch, dem Herrscher der stammverwandten deutschen Nation ihre tiefen Sympathien zu bezeigen. Sie entwaffneten durch ihren Takt Diejenigen, die ihnen mißtraut hatten, sie verstanden es, die richtige Mitte einzuhalten, nicht aufdringlich zu sein, und doch voll und ganz ihre Gesinnungen zu manifestiren. Sie bereiteten dem erlauchten Gast des Hofes einen begeisterten Empfang, und sie thaten gleichwohl dem familiären Charakter, welchen der Hof dem Kaiserbesuch gewahrt wissen wollte, keinen Abbruch. Die Haltung der Wiener in den nun abgelaufenen historischen Tagen war geradezu eine bewunderuswerthe; es wäre schweres Unrecht, dies nicht ausdrücklich anzuerkennen.

Wie die Kaisertage am Hofe verliefen, haben unsere ausführlichen telegraphischen Berichte geschildert. Diese Schilderungen freilich konnten nur Aeußerlichkeiten betreffen. Die Wärme und die Herzlichkeit, die am Hofe vorgewaltet, konnten unsere Berichte wohl in armseligen Worten als Thatsachen konstatiren, aber sie vermochten doch nicht eine erschöpfende Vorstellung davon zu gewähren. Man muß es sehen, mit welcher tiefen Befriedigung, mit welch aufrichtiger Freude auf beiden Seiten, auf deutscher und österreichischer, jetzt, nachträglich, von diesen unvergleichlichen Tagen gesprochen wird! Man muß den aus dem Herzen kommenden Ton hören, mit welchem auf beiden Seiten, auf deutscher und österreichischer, versichert wird, daß eine größere Intimität, eine vollere Harmonie, ein innigerer Verkehr, als in diesen historischen Tagen am Hofe, nicht mehr möglich sei. Nur wenn man dies sehen und hören kann, wird man begreifen, wie unvergleichlich diese Tage waren, wie lebhaft die Befriedigung über den Verlauf derselben auf beiden Seiten ist.

Und nur so waren die Szenen denkbar, die sich auch beim Galadiner abgespielt haben. Der Telegraph hat Ihnen die vier Trinksprüche wörtlich mitgetheilt, welche die beiden Kaiser gehalten. Sie kennen diese erzenen Kundgebungen, diese feierliche Erneuerung des Bruderbundes zweier mächtiger Herrscher und zweier großer Staaten, dieses solenne Gelöbniß, immerdar und unerschütterlich zu einander halten zu wollen; Sie wissen, daß die beiden Kaiser Reden hielten, wie sie bei gleichen Anlässen wohl kaum jemals vernommen wurden, daß beide Kaiser die Kameradschaft ihrer Armeen proklamirten, und daß diese außerordentlichen Kundgebungen den mächtigsten Eindruck hervorbrachten. Wie die beiden Kaiser sprachen, wie ihnen die Worte aus dem Gemüthe quollen, wie sieghaft überzeugend der Ton war, wie er die Zuhörer mit sich fortriß — das zu schildern, wäre kaum möglich. So überwältigend war die Wirkung der Kaiserworte, daß die eiserne Hofetiquette für den Augenblick außer Geltung kam, daß die Bewegung und Erregung der Zuhörer, der Staatsmänner und der Generale, mit elementarer Gewalt hervorbrach und sich in donnernden Zurufen Luft machte, in Zurufen, die wie Schwüre klangen, daß jeder Einzelne die Kaiserworte sich zu eigen mache und dieselben für sein Leben heilig halten wolle.

Die beiden ersten Trinksprüche der Kaiser waren vorher konzipirt worden; die Kaiser hatten sie entworfen, nochmals durchgelesen und dann frei vorgetragen. Die zwei anderen Trinksprüche jedoch, jene auf die Armeen der zwei Schwesterreiche, sollen, wie es heißt, im Voraus gar nicht festgestellt worden sein. Man behauptet, sie entsprangen einem augenblicklichen Gefühl, sie waren ein Produkt der Stimmung, daß in den ersten Trinksprüchen noch immer nicht Alles ausgedrückt sei, was diese Begegnung enthalte und bedeute. Wir wissen nicht, ob diese Angabe richtig ist; in keinem Falle würde dies dem Schwergewicht der Kundgebungen Abbruch thun, im Gegentheil, dasselbe vielleicht noch erhöhen. Aber wie dem auch sein mag, die Wirkung war eine überwältigende, und wir haben den Ausdruck hoher Freude bei diesen Kundgebungen auch in den Zügen Derjenigen wahrgenommen, welche die Berather der beiden Kaiser sind und sich an der Tafel denselben gegenüber befanden.

Zur Kennzeichnung des Verlaufs der Wiener Kaisertage gehört auch der überaus herzliche Verkehr zwischen dem Kaiser Wilhelm und dem Kronprinzen Rudolf. Dieser Verkehr hat auf das Eklatanteste dargethan, daß jene intime Freundschaft, welche vor Jahren zwischen dem Prinzen Wilhelm von Preußen und dem österreichischen Thronerben bestand und damals allseitig als hocherfreuliche Thatsache gefeiert ward, wieder besteht, ja vielleicht intimer, denn je zuvor sich gestaltet hat.

Nur an einer einzigen Wiener Stelle soll man nicht in der Lage sein, in völlig ungetrübter Freude auf die Kaisertage zurückzublicken. Es wurde bereits gemeldet, daß in dem Namensverzeichniß Derjenigen, welche anläßlich dieses Besuches vom Kaiser Wilhelm mit preußischen Orden bedacht wurden, der Name des österreichischen Ministerpräsidenten nicht enthalten ist. Die ersten Würdenträger des Reiches erhielten Auszeichnungen, Herr v. Tisza, der ungarische Kabinetschef, die höchste, die Kaiser Wilhelm bei solchen Anlässen vergeben kann, Graf Taaffe aber ging leer aus, und er war auch nicht in der Liste Jener zu finden, welche der deutsche Kaiser zur Audienz befohlen. Daß man an diese immerhin auffallenden Thatsachen hier in der Bevölkerung mannigfache Glossen und Vermuthungen knüpft, kann nicht überraschen; ob auch momentan politische Konsequenzen davon abgeleitet werden dürfen, erscheint indeß zweifelhaft. Es ist allerdings richtig, daß es bei der Verleihung der preußischen Orden geheißen hat, diese seien als Anerkennung für die „Anhänger und Stützen" des deutsch-österreichischen Bündnisses aufzufassen, und gerade unter diesem Gesichtswinkel würde das Unterbleiben der Dekorirung des Grafen Taaffe besonders hervorstechen. Allein die Stellung des cisleithanischen Ministerpräsidenten hängt mit der auswärtigen Politik nicht zusammen, und der Wiener Besuch des Kaisers Wilhelm hat mit der inneren Politik Oesterreichs schlechterdings nichts zu thun.

Indessen dürfen wir vollständig davon absehen, ob man in der Umgebung des Grafen Taaffe in besserer oder trüberer Laune ist. Der gehobenen, freudigen Stimmung, die hier allerwärts herrscht, kann derlei wohl am allerwenigsten Eintrag bereiten. Kaiser Wilhelm hat Wien verlassen, aber sein hiesiger Aufenthalt wird noch sehr lange nachwirken. Er hat in einem Maße, das nicht mehr übertroffen werden kann, die allgemeine Ueberzeugung

---

Der Klatsch.

Roman aus der Berliner Gesellschaft

von

Dr. Theophil Zolling.

I.

„Der Herr Reichskanzler hat das Wort."

Diese mit einer gewissen Feierlichkeit, aber greisenhaft müder Stimme in die Versammlung gerufene Ankündigung wirkte augenblicklich wie ein Zauberspruch. Bis dahin standen die Reichsboten unter dem Einfluß einer eintönigen Geschäftsordnung, eines langweiligen Kollegen, der ohne rednerische und politische Autorität sprach, und der trockenen, schwülen Luft des weiten Saales. Während Einige mit gewaltsamer Geschäftigkeit hin und her gingen, saßen die meisten auf ihren gelben Lehnsesseln, die einen regungslos, halb schon vom Schlummer bezwungen oder mit dem Nachbar ein Wort tauschend oder die Privatkorrespondenz besorgend, indessen die anderen das dichtgedrängte Publikum und zumal die Damen in den Logen lorgnettirten. Aber Alles geschah in stumpfer Lässigkeit.

Und nun riefen die Worte des Präsidenten plötzlich eine Bewegung hervor, wie wenn etwa ein Stein in stehendes Wasser fällt und immer weiter und weiter seine Wellenkreise zieht. Es kam Leben in das Durcheinander von schwarzen Röcken und gelben Kahlköpfen. Die Spaziergänger eilten an ihre Plätze, sofern dieselben akustisch günstig und nicht allzuweit vom Tische des Hauses entfernt waren; die Schwerhörigen und Kurzsichtigen bewaffneten das Ohr und Auge mit der offenen Hand und dem Zwicker oder eilten nach vorn in die Nähe der Stenographen, wo sich bald eine dichtgedrängte Korona von Abgeordneten, Ministern und Beamten bildete; die Privatpapiere wurden bei Seite gelegt, das Geplauder und Geflüster verstummte.

Auf den überfüllten Tribünen trat ebenfalls augenblickliche Ruhe ein. Noch ein kurzes Räuspern und nach vorne Drängen, ein Schweigen gebietendes „Scht!" und dann Stille. Die Journalisten in ihrem Bretterverschlage setzten die Federn und Bleistifte in Bereitschaft, in den Diplomatenlogen flogen die Operngläser vor die Gesichter, und Alle dort oben reckten die Hälse und senkten den Blick, athemlos, ganz Auge und Ohr, und hatten nur das eine Ziel: den Bundesrathstisch neben der Präsidententribüne.

Daselbst erhob sich jetzt langsam eine Riesengestalt in dunklem Interimsrock der Magdeburger Kürassiere, die silbernen Generalsraupen auf den breiten Schultern, ohne den Pallasch. Eine weit ausgespannte Brust trug den im Verhältniß fast kleinen Kopf mit der vielgefurchten Stirne, deren elfenbeinerner Glanz bis tief ins Genick reichte. Stechende, wasserblaue Augen blitzten unter buschig sich sträubenden Brauen hervor, die zierlich geschnittene kurze Nase erhob sich keck in die Luft, und unter dem überhängenden Schnurrbart hervor drang eine halblaute Stimme von weichem, leisem Wohlklang, doch immer wieder unterbrochen von einem nervösen Hüsteln, Räuspern und Stammeln. Der Redner wiegte sich im Sprechen hin und her, vorwärts und zurück, die langen Arme suchten nach einem Halte, ruhten jetzt auf dem breiten Rücken und pendelten, die weißen Stulpen herunterschlenkernd, gelegentlich nach vorn, wobei die großen weißen Hände, die allein mit ihrem Zittern sein hohes Alter verriethen, bald nach dem gelben Riesenbleistift oder dem schwarzen Lineal, die vor ihm auf dem Pulte lagen, tasteten oder am Knopfloche zupften, woran das eiserne Kreuz als einziger Orden hing. Ueber der mächtig gewölbten Stirn und auf den wie aus Erz getriebenen Zügen schimmerte das grell von oben hereinfallende Tageslicht und ließ das durchgeistete Antlitz wie verklärt erscheinen. Die Zuschauer bemerkten bald nicht mehr des Redners ungefüge Geberden und mühsam stockenden, dann wieder überhasteten Vortrag, der jedes Wort tief aus dem Brustkasten heraufpumpte und in den gelben Rockkragen hineinsprach, sondern freuten sich des fesselnden Einblicks in den mit Worten und Gedanken und mit den Mängeln seiner Natur ringenden Riesengeist, der ein einiges, großes Deutschland geschaffen.

Der Reichshaushalt stand auf der Tagesordnung. Der schon von den Zeitungen angekündigte Ansturm der Opposition gegen den Etat des Auswärtigen Amts hatte den Kanzler bewogen, nach langer Zeit wieder im Reichstage zu erscheinen, um nöthigenfalls die bedrohten Titel und Posten selber zu vertheidigen. Bereits hatte die Linke mehrere Redner ins Treffen geschickt, ohne daß sich der Reichskanzler bemüßigt gefunden hätte, sein Schweigen zu brechen. Erst als ein Abgeordneter von der Regierung Aufschluß verlangte über die Verwendung eines Fonds, welcher, ursprünglich für die wissenschaftliche Erforschung Afrikas bestimmt, nunmehr angeblich zu wesentlich praktischeren kolonialpolitischen Zwecken verwandt worden sein sollte, und als ein anderer das Scheitern einer mit Reichsmitteln ausgeführten Expedition geradezu der Regierung zur Last legte, da hob der Reichskanzler den hingeworfenen Handschuh auf.

Seine Rede war mehr eine Plauderei, schlicht, klar, rein sachlich, ohne alle rhetorische Kunstmittel, und wirkte darum nur um so überzeugender. In aller Kürze legte er den Standpunkt der Regierung und den der Opposition dar. Diese habe nur die abstrakte Wissenschaft im Auge und begnüge sich mit dem unleugbar schönen Zwecke, weiße Flecke auf der Karte von Afrika ausfüllen zu helfen und dahin die wissenschaftlichen Thatsachen zu setzen. Aber die Regierung wolle auch jene angewandte Wissenschaft fördern, die sich auf unsere wirthschaftlichen Verhältnisse, auf den Fortschritt unseres Verkehrs und der deutschen Kultur in Afrika bezieht. Dann führte der Redner aus, daß die deutsche Forschung in jenen Gegenden bisher im günstigsten Falle mit dem tolerari posse der fremden Kolonialmächte, im wahrscheinlichsten Falle jedoch mit gewissen rivalisirenden Interessen derselben zu kämpfen gehabt, wobei sie meist auf keine andere Unterstützung rechnen durfte, als diejenige, die der Reisende und wissenschaftliche Forscher in sich selbst, in seinen Mitteln und in den Geldern fand, die ihm mitgegeben worden. In Folge dessen seien die Ergebnisse in den meisten Fällen für die nationalen Bestrebungen, unsere Handels- und Verkehrsinteressen vollständig fruchtlos geblieben. Indem nun die Regierung ihre Mittel der Afrikaforschung zur Verfügung gestellt, habe sie selbstverständlich auch die Wege und Ziele derselben zu beeinflussen gesucht